



Blättern der Neger

Katholische Missionszeitschrift

Herausgegeben von der Kongregation:
Missionäre Söhne des heiligsten Herzens Jesu.

Preis ganzjährig: Österreich 2.50 S., Deutschland 2. Mark, Italien 8 Lire, Ungarn
2.50 Pengö, Tschechoslowakei 12 Kč, Jugoslawien 25 Dinar, Schweiz 2.50 Franken,
übriges Ausland 2 Goldmark.

Unser Heiliger Vater Pius XI. hat wie schon früher Papst Pius X. der Redaktion, den Abonnenten und Wohltätern den Apostolischen Segen erteilt. Für Wohltäter werden täglich heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Vriken, Brünn, Graz, Leitmeritz, Sinz, Olmütz, Warburg, Trient, Triest und Wien und Bruderalobnis des Generalobern.

Heft 2

Februar 1936

XXXIX. Jahrgang

Die Eingeborenenfrage in Südafrika.

Von Br. August Cagol.

Das gespannte Verhältnis, das zwischen den Europäern und Eingeborenen Südafrikas im allgemeinen besteht, verdichtet sich zur Eingeborenenfrage, der schwierigsten, welche dieses noch junge Land zu lösen hat. Alle Kreise der weißen Bevölkerung sind sich klar über das Vorhandensein der Frage sowie über die Notwendigkeit ihrer Lösung, über die Art und Weise der Lösung aber besteht natürlich Verschiedenheit der Ansichten, je nach der persönlichen Einstellung. Drei Wege werden hauptsächlich vorgeschlagen.

Der erste Weg ist durch das Schlagwort gekennzeichnet: „Der Eingeborene muß an seinem niederen Platze gehalten werden!“ Die damit verbundene Politik der Unterdrückung würde bei einer allgemeinen Volksabstimmung wahrscheinlich von der Mehrheit der Weißen gutgeheißen werden.

Das zweite Verfahren sieht eine Politik der Verschmelzung vor. Es stützt sich auf Grundsätze der Zivilisation, setzt sich über Schranken von Rasse und Farbe hinweg und erkennt auch im Eingeborenen die Menschenwürde an.

Die dritte Richtung empfiehlt gebietsmäßige Absonderung, indem sie vorschlägt, es sollen für die Eingeborenen eigene Gebiete abgegrenzt werden, wo sie unter sich

nach alter Stammesitte leben und nach eigener Art sich allmählich entwickeln können, während die Europäer in ihren Landesteilen auch für sich leben.

Die erste Richtung bietet keine Aussicht auf erfolgreiche und dauernde Lösung der Frage. Man kann ein strebsames Volk nicht auf die Dauer unterdrücken. Die Schwarzen lernen gut, trotz der Schwierigkeiten, die ihnen in den Weg gelegt werden, so daß viele von ihnen in wenigen Jahrzehnten rückständige Weiße in den Schatten stellen werden. Das sehen aber auch die ihnen mißgünstig gesinnten Kreise ein, und deshalb wird immer wieder zu ihrer Unterdrückung aufgefordert zum „Schutze der weißen Zivilisation“. Man weiß nicht, mit welchen Gründen man ein derartiges Vorgehen befürworten oder auch nur rechtfertigen könnte. Es ist doch nicht klug und ratsam, die dreifache Mehrheit der Bevölkerung auf eine zu harte Geduldsprobe zu stellen, was diese zu Gegenmaßregeln herausfordern hieße. Es wäre überdies kein Vorteil für das Land, eine große Mehrheit der Bevölkerung in Rückständigkeit zu lassen oder gar künstlich darin zu erhalten. Es spräche den Gesetzen der Menschlichkeit und des Christentums hohn, eine solche überwiegende Mehrheit

zum Zwecke der Ausbeutung durch eine Minderheit planmäßig zu unterdrücken.

Die „Politik der Verschmelzung“ findet natürlich die wenigsten Freunde unter den Weißen. Ihre Anwendung erforderte auch große Klugheit, um weder hüben noch drüben Schaden anzurichten. Es wäre verfrüht, den Eingeborenen gleiche Rechte wie den Europäern, politisches Wahlrecht und dergleichen, einzuräumen, wenn sie dafür noch nicht reif sind.

Großen Anklang findet der dritte Vorschlag zur Lösung der Eingeborenenfrage durch Trennung und Absonderung. Er hat besonders viele Anhänger in den Reihen der (burischen) Nationalisten bis hinauf zu deren politischen Führern. Gegen diese Politik sprechen viele Gründe. Bereits 1830 wurde im Kapland eine Probe gemacht mit der Absonderung von Schwarzen, die ein gänzlicher Mißerfolg war. Heute sind die Verhältnisse in der Südafrikanischen Union weit schwieriger. Die schwarzen Arbeitskräfte sind so sehr mit den Industrien des Landes verknüpft, daß eine scharfe territoriale Trennung der beiden Rassen nicht mehr durchführbar wäre. Ferner haben die Weißen die Eingeborenen zum großen Teile ihrem Stammesleben entfremdet und können nicht erwarten, daß diese zu einem Zustand zurückkehren, den sie als veraltet und überwunden betrachten. Aber mehr noch als die Eingeborenen würden die Weißen unter der Absonderung der beiden Rassen leiden. Alsdann fänden sie nicht mehr die billigen Arbeitskräfte und müßten selbst zugreifen.

Die wahre Lösung der südafrikanischen Eingeborenenfrage kann nur auf dem Wege christlicher Grundsätze gelingen.

Kommunistische Gefahr.

Da so viele Eingeborene Südafrikas in den Bergwerken und in anderen Industrien beschäftigt werden, liegt die Gefahr nahe, daß diese schwarzen Arbeiter dem Kommunismus, dieser Begleiterscheinung des Industriefklaventums, zum Opfer fallen.

Schon von Haus aus sind die Bantu an einen gewissen Kommunismus gewöhnt. In der Familie, in der Sippe, im Stamme nehmen die Mitglieder teil an den gemein-

samen Gütern und Vorteilen und helfen zusammen zum allgemeinen Wohle. Der Großhäuptling, der Sippenvorsteher, der Familienvater sind in ihrem Wirkungskreis mehr Verweser als Besitzer der Güter, die sie für den Stamm, für die Sippe, für die Familie verwalten. Doch sind die Bantu weit entfernt von einem marxistischen Kommunismus. Nichts liegt ihrer Denkweise ferner als Ideen von „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“. Sie sind vielmehr sehr erpicht auf Einhaltung der Rangordnung. Sie können nicht begreifen, wie zwei Menschen in völliger Gleichheit geboren sein können, alles ist bei ihnen ständisch aufgebaut, jeder hat seine Rangordnung. Wenn z. B. zwei Diensthurschen auf einer Dienststelle zusammentreffen, so ist es für sie von Wichtigkeit, festzustellen, wer von ihnen der Höherstehende ist, sei es infolge höherer Geburt, höheren Alters oder dergleichen Standestitel mehr. Oft habe ich selbst folgende Beobachtung gemacht. Ich habe zu einer gewissen Arbeit zwei oder drei Eingeborene als Helfer zur Verfügung. Da ich z. B. weiß, daß A. eine gewisse Handleistung gut auszuführen versteht, so gebe ich ihm den entsprechenden Auftrag. Nun ist aber auch der „tiefstehende“ B. gegenwärtig. Sofort gibt A. meinen Auftrag an B. weiter, der seinerseits sogleich bereit ist, ihn auszuführen, und es bedarf meinerseits einer ausdrücklichen Wiederholung, damit der „höherstehende“ A. den Auftrag gnädig selbst ausführe. Es ist somit kaum anzunehmen, daß die mit ihrem Stamme verbundenen, nur für verhältnismäßig kurze Zeit bei den Weißen arbeitenden Bantu einen fruchtbaren Boden für kommunistische Ideen abgeben.

Anders ist es mit Schwarzen in den größeren Städten des Landes, die mit der Sitte ihres Stammes gebrochen haben und sich bemühen, den Europäer nach Möglichkeit nachzuäffen. Ihnen fehlt nur größerer Zusammenschluß und straffe Organisation.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß unter den Eingeborenen Südafrikas Unzufriedenheit und Unruhe herrschen. Sie haben kein Vertrauen in den weißen Mann, in die Regierung der Weißen. Die Unruhe wird geschürt von eingeborenen Wühlern der gebildeteren Klasse, welche die allgemeine

Ein junger Zulu-Krieger befragt eine Wahrsagerin. Die Zauberei ist in ganz Afrika allgemein verbreitet.

Zauberdoctoren, Wahrsagerinnen und die zahllosen Zaubermittel sollen gegen den Einfluß böser Geister und böser Menschen schützen.



Anzufriedenheit geschickt benützen, um den schwarzen Pöbel aufzureizen. Diese Führer der Unzufriedenen sind draufgängerische, rücksichtslose Leute, deren Programm folgende Schlagwörter aufweist: Afrika den Afrikanern, keine Zusammenarbeit mit den Weißen, Enteignung und Ausweisung aller Europäer, Zerstörung des feindlichen Kapitalismus, ein Bantu-Freistaat. Einer dieser Führer sagte, wahre Zivilisation finde sich nur unter den urwüchsigen Bantu und in Sowjet-Rußland, und nur in Sowjet-Rußland und im Islam finde man Christi Lehre in die Tat umgesetzt. Andere begrüßen die Kommunisten als die einzigen und wahren Freunde der Eingeborenen, die Freiheit nach Afrika bringen und es in ein „neues Jerusalem“ umwandeln werden, wie es in Rußland bestche. Eine andere Art von Führern versteht es, sich an den unzufriedenen Landsleuten zu bereichern. Sie versprechen den Leuten schöne Dinge und streichen einstweilen selbst eine gute Ernte an Silbermünzen ein.

Hören wir, was solch ein eingeborener Verbesserungsapostel seinen Zuhörern zu sagen hat.

„Wir sind uns wohl bewußt, daß der weiße Mann euch ausbeutet. Ich mache euch aufmerksam auf vier Gesekentwürfe, die General Herzog (der erste Minister) dem Parlament, eine schädliche Maschinerie zur Verdemütigung der afrikanischen Rasse,

vorgelegt hat. Er vergaß, daß wir 1914 auszogen, um dem britischen Reiche zu helfen, während er und seine Freunde ihm Begnerschaft bereiteten.

Ich erinnere General Herzog daran, daß die ganze Welt auf Südafrika blickt, um zu sehen, wie er euch behandelt, euch, deren Taten ihm geholfen, die politische Unabhängigkeit für Südafrika zu erlangen.

Um eure Freiheit zu erlangen, müßt ihr bereit sein, viel Hartes zu erdulden. Wenn ihr eure Freiheit mit Blutvergießen zu erkaufen habt, dann sei es! (Beifall.) Geht aber nicht hin und erzählt Abdriaan oder Swanepoel (typische Namen von Buren), daß ihr sie bekämpfen wollt. Das überlaßt Kadalie (dem Führer der J. C. U. = Industrial and Commercial Workers Union, eine sozialistisch eingestellte Gewerkschaft der schwarzen Arbeiter) und mir; wir werden ihnen schon beikommen.

Ich sage euch, nichts im Himmel und auf Erden, selbst nicht der Erzengel Gabriel, kann unseren Vormarsch aufhalten. Wir müssen frei sein. Wir werden dem weißen Manne nicht sagen, er müsse dorthin zurückkehren, von wo er gekommen; er wird das nicht tun, denn dieses Land gefällt ihm sehr.

Ihr habt gesehen, wie Swanepoel fünf Eingeborene anstellt, um all sein Feld zu pflügen, und dann verkauft er die Ernte um 2000 oder um 2.000.000 Pfund Sterling, während er seinen Burschen 24 Pfund Ster-

ling für die Arbeit bezahlt. Wir werden diese Art von Weißen zerhacken durch das Gesetz, denn, obschon ihr denken mögt, es gebe keine Gerechtigkeit bei den gewöhnlichen Gerichtshöfen, sage ich, daß es Gerechtigkeit gibt beim Obergericht, denn ich wurde dorthin geschleppt, wo sechs Anklagen gegen mich erhoben wurden, und ich ging siegreich daraus hervor.

General Herzog ist ein sehr gescheiter Mann, denn er geht mit den Veld-Buren um, wie es ihm beliebt, denn sie verstehen wirklich nichts, und er ist überaus schlau. Ich glaube nicht, daß die vier Gesetzwürfe durchgehen werden, denn Herzogs Schlaueit hat ihn die damit verbundenen Schwierigkeiten erkennen lassen, und er wird der Gefahr ausweichen. Sollten sie aber durchgehen, so schwöre ich euch vor



Der Negerknabe auf unserem Bilde trägt zwei Stöcke mit getrockneten Heuschrecken, die mit Vorliebe von den Schwarzen genossen werden. Sie sollen sehr nahrhaft und stark vitaminhaltig sein.

dem Himmel, daß ihr die Freiheit nicht sehen werdet.

Wir sind angeklagt worden, wir reizten zur Gewalt auf; doch das ist eine gemeine, niederträchtige Lüge. Der Mann, der zur Gewalt aufreizt, ist Herr Zielman Roos (der frühere Justizminister), und wenn der Generalsstaatsanwalt seine Pflicht täte, so hätte er ihn schon längst festnehmen lassen.

Fern am Gesichtskreis kann ich Jehovah kommen sehen, um euch ins Land Kanaan zu führen, wo ihr Honig essen und in Frieden ruhen werdet, wo jeder von euch ein eigenes Automobil besitzen wird und eure Frauen sich in Samt und Seide kleiden werden.

Wir wünschen, daß General Herzog wisse, daß wir nicht darauf ausgehen, gegen die Weißen zu kämpfen; sie aber sollen auch anständig gegen uns sein. Wir wünschen keine Mischehen, noch verlangen wir, mit Weißen an einem Tische zu sitzen. Wir sind bereit, ihnen Achtung zu bezeugen, sie aber sollen auch uns achten.

Ich möchte noch sprechen über die Holländisch-reformierte Kirche, die eigentlich ein Beratungsausschuß für General Herzog ist, eine Kirche, die euch hart bedrückt. Sie hat die Farbenschränke (Colour Bar) eingeführt, die es euch unmöglich macht, Maschinen zu sein oder Automobile zu lenken. Sie sagt, ihr dürft der J. C. U. nicht beitreten, weil sie eine politische Bewegung sei, und doch sind die Reverends Hattingh, van der Merwe und andere Geistliche dieser Kirche Mitglieder des Parlaments und nehmen teil an der Politik.

Wie ich schon vorher sagte, wir werden der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen ein Ende machen, und wenn der Weiße das nicht erfährt, wird er bald nach Europa zurückkehren. Man hat uns von Flugzeugen und Maschinengewehren vorgemacht, doch das jagt uns keinen Schrecken ein, denn diese gehen uns nichts an. Wir sind entschlossen, für unsere industrielle Freiheit zu arbeiten und zu sorgen, daß Swanepoel und die anderen, für die ihr arbeitet, euch richtig bezahlen. Wir werden die industrielle Waffe, die in unseren Händen ist, gebrauchen und sie damit peitschen.

Der weiße Mann kann nicht arbeiten für sich selbst; er ist zu träge. Die weiße Frau

kann weder waschen noch kochen, und wenn sie euch nicht einen gehörigen Lohn bezahlen wollen, werden wir euch sagen, nicht mehr für sie zu arbeiten und zu Hause zu bleiben, bis sie sich eines Besseren besinnen und kommen, um euch zu bitten, die Arbeit wieder aufzunehmen. Ihr seid so stark, daß ihr alle Arbeit, alle Züge, kurz, ganz Afrika zum Stillstand bringen könnt. Aber ihr müßt euch organisieren, um dazu fähig zu sein.

Ihr habt nun eine Ortsmitgliederzahl von 150, so daß ein Anfang gemacht ist. Andere mögen ihre Namen angeben und ihren Beitrag leisten, 1 Schilling monatlich nebst einer Eintrittsgebühr von 1 Schilling. Wenn ihr alle der J. C. U. beitrete und sie unterstützt, werden wir bald das Paradies erreichen, das nicht im Himmel ist, wie manche Leute euch vormachen, sondern hier auf Erden, wo alle es genießen können.“

Diese auszüglich wiedergegebene Ansprache wurde im April 1927 in der Location von Parys im Transvaal von einem Eingeborenen namens Simon Elias vor einer Versammlung von 400 Schwarzen gehalten. Der Redner, ein „Organising Officer“ der J. C. U., sprach auf Englisch, und zwei Dolmetsche wiederholten die einzelnen Sätze auf Kosa und Sesuto. Die Gewerkschaft, die es auf 30.000 Mitglieder gebracht, hat in den letzten Jahren an Einfluß eingebüßt. Es kam ein Gesetz zustande (The Riotous Assemblies Act), das aufreizende Propaganda verbietet.

Ursachen der Unzufriedenheit unter den Eingeborenen sind schwere Besteuerung bei Zurücksetzung im öffentlichen Leben und kärglicher Entlohnung. Ferner ruft die „Colour Bar“ große Erbitterung hervor, die den Schwarzen wegen seiner Hautfarbe von allen Hand- und Kunstfertigkeiten ausschließen und ihn nur als Handlanger des Weißen zulassen will. Weiters müssen verschiedene eigenartige Gerichtsentscheidungen, die die schwarzen Verbrecher viel strenger bestrafen als die weißen, notgedrungen das Vertrauen der Eingeborenen in des weißen Mannes Gerechtigkeit erschüttern.

Die Wohnungsfrage der in den Städten lebenden Eingeborenen ist eine weitere Quelle der Unzufriedenheit. Die Moffat Commission von 1918 sagte: „Die Verhält-



Eine Frau aus dem Ngcobo-Stamm, dessen Wohnsitz sich am Pampangoni-Fluß in Südafrika befinden. Das in kleine Köpfe geflochtene Haar wird mit Schilfgras umwickelt und durch farbige Bänder zusammengehalten. Auch der aus Glasperlen bestehende Halschmuck ist ziemlich einfach. Da die Gegend sehr bergig und das Klima heiß-trocken ist, werfen Felder und Herden wenig Gewinn ab. Die Mehrzahl der Leute sind noch Heiden.

nisse, unter denen die Leute (zu Johannesburg) wohnen, sind entsetzlich. Die Miete der Räume beträgt ein bis zwei Pfund im Monat und die meisten Wohnräume sind als menschliche Behausungen ungeeignet.

Eine Folgeerscheinung der Unzufriedenheit sind geheime Gesellschaften unter den Schwarzen. Eine solche ist die „Amalaita“. Ihre Mitglieder sind meist Hausdiener, die während des Tages als die friedfertigsten Menschen ihre Arbeit in den Häusern der weißen Herren verrichten. Nachts aber rotten sie sich zusammen und machen die äußeren Stadtviertel unsicher, fallen nichtsahnende Fußgänger an, schlagen und mißhandeln sie, rauben sie aus und scheuen

selbst vor Mord und Totschlag nicht zurück. Ein anderer Geheimbund nennt sich „Die Miniviten“, dessen Leitung meist vom Gefängnis ausgeht, das der gewöhnliche Aufenthaltsort der Führer ist.

So sind denn die Schwarzen in den Städten in Gefahr, dem Kommunismus zu verfallen. Niemand kann heute voraussagen, wie die Dinge sich entwickeln werden. Von seiten der Weißen könnte zur Besserung der Verhältnisse viel geschehen. Seit Jahren

beschäftigen Regierung und Parlament sich mit Eingeborenenfragen, allein die betreffenden Gesetzentwürfe sind zu wenig durchdrungen vom Geiste des Christentums; sie kranken mehr oder weniger an der Selbstsucht der weißen Rasse, die Südafrika als „Land der Weißen“ betrachtet wissen will, die den Schwarzen nach Möglichkeit auszu-beuten bestrebt ist und ihm nur knausernd die allernotwendigsten Menschenrechte einräumt. Gebe Gott bessere Einsicht!

Apostel im Laienkleide.

(Schluß.)

Nach wenigen Tagen ging die Kunde durchs Städtchen, Maria Gebhart habe mit ihrer Tante, die ihre zweite Mutter war, eine Reise zum Süden angetreten. — Einige Zeit darauf nahm auch Franz einen kurzen Urlaub. Es zog ihn zum Freunde, der für ein paar Monate in seinem Kloster von der schweren Weinbergarbeit ausruhte. Auch er war müde. Er träumte merkwürdig oft von seinem kleinen blinden Engel. Ob der ihn trotz ewigem Licht und Himmelswonne vermisse und ihn wieder bei sich haben wollte? In einer stillen Stunde vertraute er Hermann sein letztes Erleben. Hermann glaubte, leise Bedenken äußern zu müssen, die ihm aber in Wirklichkeit nicht tief gingen. Franz schüttelte den Kopf. „Meinem Wollen nach bin ich Priester. Wenn auch kein Platz war für mich in den Gekerkelten des Herrn, so bin ich auch glücklich in seinen Vorhöfen. Ich weiß, du verstehst

mich.“ — „Ob ich dich verstehe! Wäre ich doch selbst der Leidtragende, würdest du mir fahnenflüchtig“, entgegnete lächelnd der junge Missionär. „Daß der liebe Gott ein schönes, wenn auch armes Kirchlein in der Wildwestwüste hat, daß katholische Kinder in einer katholischen Schule von einem katholischen Lehrer unterrichtet werden, daß seit einem Jahre gar zwei Krankenschwestern für die Armen und Leidenden sorgen, wieviel dieser Erfolge danke ich dir!“ Franz schüttelte den Kopf. „Was tat ich denn? Ich habe allen alles werden wollen. Aber wenigen bin ich nur wenig gewesen. Wenn ich nur erleben dürfte, daß nur eine einzige Seele durch mich — ich meine, nächst der Gnade Gottes, — gerettet würde, so wüßte ich, daß Gott mich nicht umsonst entsagen ließ.“

Hermann Ehner saß eine Weile nachdenklich da. Er schien tief nachzudenken. Dann wandte er sich Franz zu. „Gestern

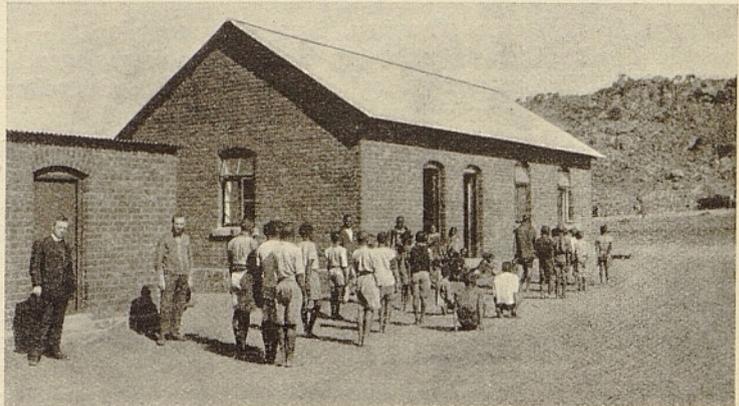


Eine im Bau befindliche Nottschule. Das Fachwerk wird mit gestampfter Erde ausgekleidet. Vater Zorn, der daneben steht, hat in den letzten Jahren eine Anzahl ähnlicher Schulen errichtet, die alle gut besucht sind.

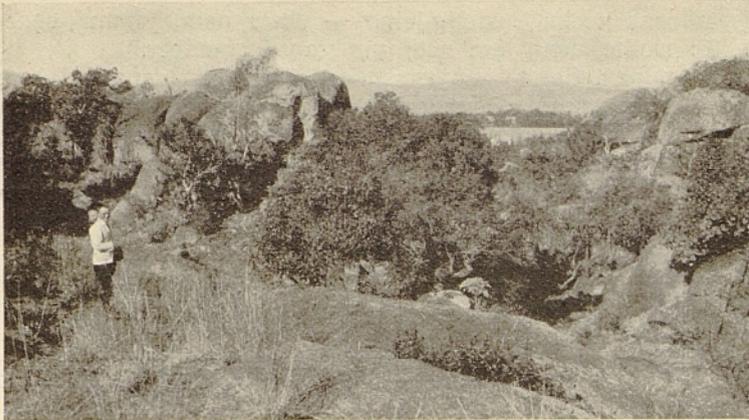
wurde ich zu einem Schwerkranken im Augusta-Hospital gerufen. Er wollte von Priester und Sakrament nichts wissen. Als ich in der Tür erschien, geriet er in Wut. Gestern hat er zu der pflegenden Schwester geäußert, sie verkürze ihm das Leben, wenn sie noch einmal solch ein widerwärtiges schwarzes Gespenst zu ihm lasse. Diese Pfaffen, die sich mit dem Gelde, das der Allgemeinheit nützen könnte, einen faulen Tag machen, die die Seelen der Einfältigen fangen, um sie zu verklaven und nachher ihre Dummheit belachen, möchte er alle vergiften. Sie solle ihm einen einzigen Mann bringen, der ohne solch miserable Beweggründe so handelt, wie diese Schwarzröcke, dann wolle er sich besiegt geben. Ich bin überzeugt, der Mann ist nur von seinen Kumpanen aufgehezt. Er glaubt selbst nicht mehr, was er sagt, aber er will es nicht eingestehen. Er darf auch wohl keinen Priester an seinem Bett dulden, seiner Freunde wegen. Als ich mich doch nicht einschüchtern ließ, begann er zu fluchen und kehrte den Kopf zur Wand. Aber die Schwester hat mich, es doch noch einmal zu wagen. Sie wolle ihm vorher ein Beruhigungsmittel geben. Franz, geh du unter irgendeinem Vorwande zu ihm. Ich habe eine seltsame Unruhe. Mein Herz sagt mir, daß die Vorsehung dich gerade jetzt hiehergeführt hat. Geh hin!“ — „Was soll ich als Grund sagen?“ — „Du, als ob du dich in der Zimmernummer geirrt hättest.“ Franz sprang auf. Aus seinen Augen brach ein Funke Aposteleifer. „Ich gehe. Du wirst ja unterdessen auch nicht

müßig sein.“ — „Nein, nein. Ich muß ohnehin noch zur Kapelle hinüber.“

Es war nicht nötig für Franz, bei dem Sorgenkind seines Freundes mit List vorzugehen. Der Mann lag da wie einer, neben dem schon der mit dem Stundenglas steht. Er schlug die Augen auf, als er sprechen hörte. Eine unheimliche Angst stand in seinen Augen, als er den Schatten an der Tür sah. Er wollte auf, stierres Entsetzen im Blick, aber er fiel mit einem Ächzen wieder zurück. „Ich dachte, — es wäre — der Schwarze!“ keuchte er heiser. „Was wollen Sie, Mann?“ — „Ich besuche gern Kranke. Und da ich gerade vorbeikam und hörte, daß hier ein Schwerkranker läge, bin ich einmal hereingekommen.“ Franz sah, die Auflösung stand nahe bevor. Da tat unerbittliche Wahrheit not. Dem Manne fielen vor Schwäche die Augen zu. Ein feiner Schweiß trat auf seine Stirn. „Sind Sie denn auf alles gefaßt?“ fragte er ernst. — Ein rauhes Knurren. „Je eher um die Ecke, desto lieber.“ — „Ist ein Priester hier in der Nähe?“ — „Ja, da hinten in dem grauen Kasten. Er soll mir vom Halse bleiben.“ — „Mann Gottes —!“ — „Nicht Gottes, des Teufels bin ich!“ — „Das ist bestimmt nicht Ihr Ernst. Und wenn es so wäre, so wäre es die höchste Zeit, daß Sie wieder Gottes würden. Jeder Priester wird Ihnen gern helfen.“ — „Der — kommt nicht mehr. — Dem habe ich heimgeleuchtet. — Wird so wenig taugen wie ich. — Glaubt ja selbst nicht, was er einem vorlügt. — Alles Geschäft, alles — alles!“ Franz Helm hatte ihn ruhig aus-



Das Bild zeigt eine
Außenschule der Mission
Glen Cowie.



Landschaftsbild aus der
Umgebung von Glen
Cowie.

toben lassen. Jetzt lag er keuchend da, von heißen und kalten Schauern geschüttelt. „Und warum sollte ich das wohl alles glauben?“ fragte Franz ruhig. „Ich werde nicht dafür bezahlt.“ — „Sie haben gewiß ein Geschäft — mit frommer Kundschaft? Da müssen Sie schon — scheinheilig tun. — Das bringt was ein.“ — „Nein, ich bin ganz frei. Aber der Glaube an einen Gott und einen Himmel und“, er hob die Stimme mit Nachdruck — „an eine Hölle stehen so fest bei mir, wie die Welt, die Sie sehen.“ Die Angst im Gesicht des Kranken wurde größer. „An eine Hölle glauben Sie? Auch an — einen Teufel?“ lallte er zähneklappernd. — „Ja, auch an einen Teufel!“ bekräftigte Franz mit tödlichem Ernst. — „Dann wird er mich holen!“ keuchte der Mann mit verzerrtem Gesicht. „Meine Mutter hat's schon gesagt, — daß er mich holen würde. — Da ist er schon!“

Er starrte verstört ins Halbdunkel der Tür. Es war die Schwester. Sie erschrak vor dem Aussehen des Kranken. Wortlos gab sie ihm die Medizin und ging wieder. „Lebt Ihre Mutter noch?“ lenkte Franz ihn, bis ins Tiefste erschüttert, von den düstern Eindrücken ab. „Nein“, sagte er dumpf. „Wegen meiner ist sie hin. Deshalb geht's mir auch so schäbig. Jede Nacht steht sie hier und flennt. — Kann ihr nichts mehr nutzen.“ — „Aber gewiß kann es ihr nutzen. Sie glauben ja doch an Gott. Sie haben nur Angst vor ihm.“ — „Ja — Angst!“ stöhnte er irre. „Vor dem andern —“ Er krampfte die Hand fest um Franz Helms Hand. Die düstern Augen

blickten in starrem Schrecken in ein furchtbares Unsichtbares. „Da — da ist er wieder!“ — „Beruhigen Sie sich. Kein Feind hat Macht über Sie, wenn Sie nicht wollen.“ — „Ich hab's aber gewollt.“ Ein Stöhnen warf seine Brust hoch. „Wenn Sie wüßten um all die Sünden — Sie spien aus vor mir.“ — „Tat der Heiland das vor dem Schächer?“ — „Hat der so viele gehabt — tausend?“ — „Haben Sie so viele wie der Sand am Meere? Ein Wort, wie Magdalena und wie der Zöllner es sprachen, und der Herrgott wirt alle hinter seinen Rücken.“ Der stiere Blick des Mannes irrte, vom ärgsten Grauen erlöst, ungläubig und qualvoll die Decke entlang, wie nach einem Ausweg. „Gott ist gut“, sagte Franz wieder eindringlich. Er sah, es blieb nicht mehr lange Zeit. „Wie arg auch alles war, noch in dieser Stunde macht er ein Kreuz drüber — durch seinen Priester.“ — „Der kommt nicht wieder“, stöhnte der Mann dumpf. „Ich habe ihn weggejagt.“ — „Und wenn Sie ihn zehnmal wegjagen, kommt er elfmal wieder.“

Die Schwester lugte herein. Franz gab ihr unbemerkt ein Zeichen. Und dann fragte er den am Abgrund Taumelnden nicht mehr lange, ob er darin versinken wolle oder nicht. Er riß ihn machtvoll zurück, mit zu den Toren göttlicher Erbarmung. Es war, als liehen ihm die Büßer aller Zeiten ihren Mund. Und der Lasterer wurde zum zerknirschten Schächer, der drohende Richter über ihm zum erbarmenden Heiland. „Aus Abgrundtiefen rufe ich zu dir, o Herr; Herr, erhöre meine

Stimme . . .“ — „Wenn du der Sünden gedenken willst, Herr; Herr, wer wird vor dir bestehen?“ — „Aber bei dir ist Verzeihung zu finden . . .“ Als nach einer kurzen Weile der Priester kam, war die Tür zur Hürde des guten Hirten schon aufgebrochen, nicht zwar von Priester-, aber von Seelsorgerhänden, und das irre Schaf war dem Hirten auf Tod und Leben ausgeliefert. Franz stand von den Knien auf und trat beiseite. Sein Gesicht war todbleich von dem furchtbaren Kampf um eine Ewigkeit. Ein letzter Blick auf den Mann, der von einem allmächtigen Gnadensturm besiegt, in lautloser Zerknirschung in den Rissen lag, und er ging hinaus. Bange Minuten verstrichen. Dann ging die Tür einen Spalt auf. „Confiteor Deo omnipotenti.“ „O, Herr, ich bin nicht würdig.“ — „Der Leib unseres Herrn Jesu Christi bewahre deine Seele zum ewigen Leben.“

Und ein paar Augenblicke später: „Requiescat in pace . . .“ „Herr, gib ihm die ewige Ruhe, und dein ewiges Licht leuchte ihm, denn du bist gnädig . . .“

„Glaubst du nun endlich, daß auch du ein Priester bist?“ sagte Hermann, als die Freunde an diesem Abend noch lange zusammensaßen. „Ein priesterlicher Seelsorger, den der gute Hirt mit einer Mission betraute, deren Gelingen mir, dem Gemeihten, versagt war. Hätten wir nur dieser Priester im Laienkleide viele!“ Franz nickte nur schweigend. Das Erleben dieses Tages hatte ihn bis in die tiefsten Tiefen erschüttert. Am andern Morgen standen im Missionskirchlein zwei Seelsorger am Altare. Der eine feierte für die Seele des Verstorbenen das heilige Opfer, der andere im Laienkleide stand ihm demütig als Diener zur Seite.

Umschau.

Nsien. (Die Katholischen Missionen in Mandschukuo.) **Mukden.** In der katholischen Missionsdruckerei

Mukden ist der erste Jahrgang des „Jahrbuches der Katholischen Missionen in Mandschukuo“ in französischer Sprache er-



Die internen Schüler der Missionsstation Maria-Drost mit ihren Lehrern.



Eine Frau aus dem Stamme der Amabaca. Das dünnsträhnig geflochtene Haar wird reichlich mit einer aus Fett und roter Erde bestehenden Pomade eingerieben. Unter den Strähnen liegt ein etwa fünf Zentimeter dicker Grasring. Viele tragen am Kopfe noch eine luftgefüllte Gallenblase, die gegen den bösen Blick schützen und Kindersegen vermitteln soll. Bei festlichen Gelegenheiten werden Glasperlen ins Haar geflochten. Als Kopfbedeckung dienen Tücher oder Felle. Keine verheiratete Frau darf unbedeckten Hauptes erscheinen. Den Hals umgeben Perlenkette. Bei Tieropfern legen die Männer ihren Frauen das von Fett reichlich durchsetzte, die Eingeweide überdeckende Netz um den Hals als besonderen Schmuck oder als Zeichen des Wohlstandes. Messingringe zieren die Hand- und Ellenbogengelenke. Die als Kleidung getragenen Wolldecken werden mit Fett getränkt.

schienen. Das Buch besteht aus einer Übersicht über die verschiedenen Missionen und den statistischen Tabellen für das Berichtsjahr 1934/35.

Der I. Teil gibt Aufschluß über die Ausdehnung, Bevölkerung und Geschichte eines jeden kirchlichen Sprengels, dazu biographische Daten des Ordinarius. Wertvoll ist auch die Aufzählung der einzelnen

Missionsstationen mit ihren Postadressen sowie den Namen aller Priester und Ordensleute, die dort tätig sind. Weitere statistische Angaben vervollständigen die Übersicht jedes einzelnen Sprengels.

Der II. Teil bietet vergleichende statistische Tafeln über die Hierarchie, den Klerus, Ordens- und Laienpersonal, Seminarien, Schulen, kirchliche Gebäude, Sakramentsempfang usw.

Ein alphabetisches Inhaltsverzeichnis schließt das Ganze ab.

Es handelt sich um 4 Apost. Vikariate, 4 Präfecturen, eine selbständige Mission und ein Ordinariat für Katholiken mit byzantinischem Ritus, die insgesamt von 299 Priestern, 288 Schwestern und 52 Brüdern betreut werden.

Die Gesamtkatholikenanzahl des Mandschukuo beträgt zur Zeit 145.848, während 49.908 Personen als Taufbewerber noch die nötige Prüfungs- und Lehrzeit durchmachen. Es gibt 292 katholische Elementarschulen und 7 Mittelschulen; der Heranbildung eines einheimischen Klerus dienen ein Großes und 7 Kleine Seminarien. 455 Studenten bereiten sich auf das Priesterstudium vor.

Bis jetzt verfügt der Mandschukuo über 83 einheimische Priester, 121 einheimische Schwestern und 25 einheimische Brüder.

Im Vorwort wird darauf hingewiesen, daß die neugeschaffene Lage den katholischen Missionen des Mandschukuo nicht mehr gestattet, unter den kirchlichen Teilgebieten Chinas zu erscheinen.

„In der stürmischen Periode von September 1931 bis Herbst 1933“, fährt die Einleitung weiter, „mußten die Missionäre der Mandchurei Stunden der Angst durchkosten. Aber ihr Vertrauen auf die Vorsehung und ihr Mut wankten nicht trotz der schwierigen Lage, in der sich die apostolische Arbeit gegenüber einem hemmungslosen Räuberunwesen befand. Von unüberwindlichem Glaubensgeist befeelt, trachteten die Missionäre immer nur, aus den Nöten herauszukommen, um so wieder einen Vorsprung zu gewinnen. Und unser Herrgott ließ dies Vertrauen nicht zuschanden werden. Für den Fortschritt, den das Bekehrungswerk in unseren Mis-

Eine Gruppe von Katechumenen im Innern von Nord-Rhodesia. Die Katechumenen, auch Taufbewerber genannt, müssen eine längere Probezeit durchmachen. Den Unterricht erteilen die Katechisten und die Missionäre. In Gesamtafrika zählt man gegenwärtig etwa zwei Millionen Taufbewerber.



sionen in den letzten zwei Jahren genommen hat, sind die Zahlen des Jahrbuches ein sprechender Beweis.“

Einzelheiten zum Explosionsunglück von Lanchow am 20. Oktober v. J. bietet die nordchinesische „Daily News“ vom 31. Oktober 1935. Bischof Buddenbrock saß am Schreibtisch, als die Explosion erfolgte, und wurde von einem hereinstürzenden Fensterrückstock förmlich begraben. Trotz der Schmerzen erhob sich der Verwundete, der an ein Erdbeben dachte, um ins Freie zu gelangen. Dort stürzte er bewußtlos zusammen. Man fand ihn blutüberströmt, und das gab den Anlaß zu der Meldung, der Bischof sei tot. Es war ein ergreifendes Schauspiel, Bischof Buddenbrock verwundet auf den Trümmern der Kirche zu sehen, deren rechtes Seitenschiff eingestürzt ist, während die Rückwand völlig fehlt.

Die Barmherzigen Brüder von Trier, deren Hospital ganz zerstört ist, nahmen sich wie die Schwestern, obwohl sie alle mehr oder minder große Verwundungen trugen, in hervorragender Weise der Opfer an, die sie zum Teil erst aus den Trümmern hervorziehen mußten. Der Korrespondent der Zeitung, der bei den Rettungsarbeiten eine aufopfernde Rolle spielte, zollt auch der Haltung der chinesischen Polizei und des Militärs volle Anerkennung. Seit Monaten steht die Provinz Kansu im westlichen China unter dem

Druck der aus dem Süden anrückenden Kommunisten. Reguläre Truppen kommen und gehen, ganz Kansu gleicht einem großen Waffenlager. Bei der Explosion des Pulver- und Munitionslagers wurde die blühende Mission der Deutschen Steylerpatres hart mitgenommen.

Bischof Buddenbrock entwirft von dem Unglück folgende Schilderung.

„... Wie beim Ausbruch eines Vulkans dröhnte durch das explodierte Pulver die ganze Erde, zitterte die Luft. Eine Rauch- und Feuersäule stieg in die Höhe, ein Regen von Erde, Steinen, allerhand Brocken ging nieder.

Von der Besatzung des Pulverlagers ist nichts mehr zu finden: verbrannt, zertrümmert, weggeschleudert.

Der Luftdruck war so stark, daß 450 Familienhöfe mit allen Gebäuden dem Erdboden gleichgemacht wurden. Man zählte anfangs 600 Tote, fürchtet aber, die Gesamtzahl werde 1000 übersteigen.

Meine Residenz ist zum großen Teil ruiniert, zwei Waisenkinder von 14 und 16 Jahren wurden von den einstürzenden Mauern verschüttet. Ich selbst bin verwundet und ebenso die Missionäre und Schwestern, mit wenigen Ausnahmen.

Die ganze Missionsstation bietet ein Bild des Jammers; Türen und Fenster zertrümmert, Zimmerdecken aufgerissen, die Dächer abgedeckt, gehoben, durchlöchert.

Am meisten schmerzt mich die Ver-

wüstung in der neuerbauten Kirche. Ein großer Teil eingestürzt, Türen und Fenster alle zertrümmert. Was sollte ich bei diesem Anblick dem Heiland im Tabernakel sagen? Du schlägst uns hart, erbarme Dich unser! Wir leben noch, Herr, Dir sei Dank!

Ein Rundgang durch die Missionsanlage zeigt das furchtbare Bild der Verwüstung. Unser Hospital ist zum großen Teil eingestürzt. Nur mit viel Mühe gelang es, die verschütteten Kranken zu bergen. Die vier Barmherzigen Brüder (Trier) bluteten alle. Und doch wurde schnell wieder eine Ambulanz eingerichtet, um den vielen Verwundeten, die eingeliefert werden, zu helfen!

Die Schwestern verbinden sich schnell oder verkleben ihre Wunden, die ihnen Glasplitter, Holzstücke und Steine geschlagen haben, und dann eilen sie hinaus auf die Straße, um denen, die schwer verwundet sind oder im Sterben liegen, beizustehen. In gleicher Weise ziehen die



Haarpuz der schwarzen Damen in Nigeria.

Priester in den ersten Tagen durch die Trümmerfelder.

Betrachte ich den Ruin des so hoffnungsvoll ausgeführten Missionswerkes in der Stadt Lanchow, das unter großen persönlichen Opfern meiner treuen Freunde auf der ganzen Welt in den letzten Jahren errichtet wurde, so stehen mir die Tränen in den Augen. Werfe ich einen Blick weiter auf den zerstörten Stadtteil, auf die vielen Toten, die Schwerverwundeten, die Obdachlosen, die Waisen, so könnte man die Fassung verlieren — wenn nicht der Glaube an das unzerstörbare Gotteswerk uns stärkte, wenn nicht das Vertrauen auf die Hilfe unserer Brüder in Christo uns neue Hoffnung einflößen würde. Wir rufen die Barmherzigkeit unserer Freunde an. Wir rechnen mit dem Edelsinn aller guten Menschen. Bei solchen Katastrophen gibt es keinen Unterschied zwischen Völkern und Religionen, da sind wir alle Menschen, alle Brüder.

Während ich dies schreibe, trägt mein Kopf noch eine Binde, werde ich selbst noch im Hause zurückgehalten; ein Fenster schlug mir ein Loch in den Kopf. Aber schreiben kann ich, rufen kann ich für alle vom Elend Betroffenen und für meine Missionsstation in Lanchow, damit trotz aller Schicksalschläge das Zerstörte wieder aufgebaut werde, das Vernichtete zu neuem Leben erstehe. Solche Schläge bekommt man nicht, damit man verzage, sondern damit man mit vermehrter, wenn auch harter, aber willensstarker Anstrengung sein Ziel verfolge und schließlich erreiche.“

Afrika. Fernando Po. Dieser kirchliche Sprengel umfaßt außer den Inseln auch das Festland Spanisch-Guinea. Auf 29.000 Quadratkilometer wohnen 132.000 Menschen, die verschiedenen Stämmen angehören und bis vor 15 bis 20 Jahren noch den Menschenjagden und der Menschenfresserei ergeben waren. In den letzten Jahren ist das anders geworden. Die Stämme haben merkliche Kulturfortschritte gemacht. Ihre friedfertige Haltung macht jetzt die Reisen ins Innere des Landes gefahrlos. Eine starke Strömung hin zum Christentum weckt die Hoffnung auf Massenbekehr-

Die Eingeborenenschule in Ermelo.



rungen. Es gibt Leute, die nach der schweren Feldarbeit des Tages stundenweit zu Fuß gehen, um dem Unterricht beizuwohnen. Die Bewegung bleibt nicht auf die Küstenstriche beschränkt, sie pflanzt sich bis ins Innere fort. Animisten wie die ganze Westgruppe der Bantu, glauben diese Völkerschaften an ein einziges, universelles höchstes Prinzip, das, ohne sich direkt in das Leben der Geschöpfe einzumischen, doch hinreichend seine Vorherrschaft geltend macht. Niemand kann sich seinem Einfluß entziehen. Die Gottheit verlangt auf Erden Ehrung und Rechenhaft im Jenseits. Die Guten erhalten ein ewiges Leben und die Bösen ewige Strafe. Zur Familiengründung müssen sich die Stammesangehörigen Frauen außerhalb ihres Clans suchen, eine Sitte, der man bis heute treu bleibt. Sie kennen ihre Vorfahren bis auf 20, 30 Generationen zurück und können sie fehlerlos aufzählen. Die höchste Macht über die Familien ruht bei einem Häuptling oder Patriarchen, der König und Priester seiner Stammesgruppe ist. Der

rituelle Kult beherrscht das öffentliche Leben. Eine Art Totemismus, mit eigenartigen, interessanten Verbotten verknüpft, bietet Stoff zum Studium. Es gibt kein geschriebenes Recht. Das Gewohnheitsrecht wird mündlich fortgepflanzt. Dabei ist die Tradition so gewahrt, daß Rechtsentscheidungen von heute auf jahrhundertealte Sentenzen ehemaliger Häuptlinge zurückgehen. Der Katholizismus wurde 1856 durch einen heiligmäßigen spanischen Priester, den Ap. Präfekten Don Martinez Sanz, nach Spanisch-Guinea gebracht. 1857 kamen die Jesuiten, die bis zu den Wirren des Jahres 1868 aushielten. Im Jahre 1883 übernahmen die Söhne des Unbefleckten Herzens Mariä ihre Erbschaft. Die Zahl der Gläubigen, die bei ihrer Ankunft kaum 271 betrug, schnellte bis heute auf 50.000 hinauf. Ende 1930 hatten die spanischen Missionäre bereits 10 Kollegien, 5 Externate, eine große Kunstgewerbeschule und 18 Dorfschulen. 72 andere Missionschulen wurden an das „Patronat der Einheimischen“ übertragen.

Im Banne der Ngil.*

Ein Roman aus Kamerun von Hermann Stolaster. (Fortsetzung.)

„Du hast gut lachen, altes Faultier“, jammerte der Roch. „Den Herrn spielen wie du kann ich auch. Stell dich mal ein paar Tage an den Herd, dann wird dir das

Lachen vergehen.“ — „Würde mir nichts schaden“, entgegnete Jago. „Aber dein Bäuchlein würde verschwinden, wenn du aus der Kombüse kämst.“

* Der Abdruck erfolgt mit Zustimmung des Verlages Herder & Co. in Freiburg (Breisgau), Baden.

Eine Anspielung auf seine rundliche Gestalt konnte der Roch am wenigsten vertragen. Er ergriff ein Stück Holz und warf

es — zur Tür hinaus; denn Jago hatte es vorgezogen, zeitig genug zu verschwinden.

Das Essen wurde verteilt. Auch die Kranken auf Achterdeck erhielten ihre Abendmahlzeit. Der Greis am Heck war wie schlafend in sich zusammengesunken. Er schlof den ewigen Schlaf. Die Matrosen hoben den Leichnam über die Reling und warfen ihn ins Meer. Niemand achtete darauf. Es gab ja zu essen.

„Der Reis für die Männer ist noch nicht fertig“, sagte Jago, als er auf die Kommandobrücke kam. „Sie werden warten müssen, bis wir im Fluß vor Anker gehen.“

„Schadet nichts“, meinte der Kapitän, „wir sind bald genug da. Siehst du den Streifen dort am Horizont? Das ist die Küste. Wir sind schnell gefahren. Wenn ich nicht irre, liegt die Mündung des Sanaga gerade vor uns. Sieh, wie der Wind das Wasser peitscht . . . Wir werden hinüberkommen. Sind die Rettungsboote bereit?“

„Alles in Ordnung. Ich habe sie gestern nachgesehen.“

„Daß auch die Gewehre und Munition heraufholen. Wenn alles schief geht, schlagen wir uns nach dem Ästuar durch und gehen als arme Schiffbrüchige mit der nächsten Gelegenheit nach Europa.“ Er lachte über die „armen Schiffbrüchigen“, obwohl der Augenblick ernst genug war.

Eine Viertelstunde später hatte das Deck ein anderes Aussehen. Die Neger waren verschwunden. Die Matrosen bezogen ihre Posten. Alles, was nicht im Heizraum oder an der Maschine zu tun hatte, war oben. Der Steuermann wurde abgelöst. Zwei Mann traten jetzt an seine Stelle. Auf dem kleinen Ausbau am Steuerbord stand der Mann mit dem Senkblei. Die „Schwalbe“ war bereit zum Flug über die Düne.

Die Matrosen hatten bereits erfahren, was der Kapitän vorhatte, und waren auf den Ausgang des Abenteuers gespannt. Sie wußten, daß er ein Waghals war, aber sie vertrauten blindlings seiner klugen Führung. Im Sanaga war er oft genug gewesen. Die Fahrstraße, in der allein ein Durchkommen möglich war, kannte er. Um ihr Leben war ihnen nicht bange. Im schlimmsten Falle hatten sie die Rettungs-

boote. Was sie an Geld besaßen, trugen sie bei sich.

Die Küste kam näher und näher. Die Malimba-Insel, die den Strom in zwei Arme teilt, hob sich langsam aus dem Wasser. Hoch an den Strand rollten die Bogen der See. Es war die Zeit der höchsten Flut. Der Mann mit dem Senkblei rief die Zahl der Faden. Er hatte schon Grund gefunden. Der Kapitän streckte den linken Arm aus. Die Männer am Steuer verstanden den Wink. Das Schiff schwenkte links ab. Wieder fauste das Senkblei in die Tiefe. „Fünf Faden und noch kein Grund“, rief der Matrose. Barnill hob den rechten Arm. Die „Schwalbe“ nahm die alte Fahrtrichtung wieder ein. Wie Urwaldrauschen tönte die Brandung herüber. Ein Regenbogen wölbte sich in ihrem Gischt. Der Wald lachte im Sonnenlicht. Blizende Wellen eilten sich haschend zum Strand.

„Halbe Fahrt!“ Der Kapitän hielt den Schalltrichter des Sprachrohres, durch das er den Befehl gegeben, in der rechten Hand. Seine Linke umklammerte krampfhaft die obere Stange der Brüstung, die um die Kommandobrücke lief. Den Oberkörper vorgeneigt, spähte er nach der Fahrtrinne aus, die ihm Rettung bringen sollte.

Schmutziggelb schob der Strom seine Wasser ins Meer hinaus. Dicke Schaummassen schwammen auf der weiten Fläche. Ein Baumstamm trieb dicht an der Insel vorbei stromabwärts. Die See warf ihn zurück, der Fluß drängte ihn vorwärts. Wellen umtanzten ihn neckend und kichernd, zwangen den plumpen Gesellen, teilzunehmen an ihrem Reigen.

„Ganz langsam!“ rief der Kapitän zum Maschinenraum. In großen Kreisen schwang der lotende Matrose das Senkblei. Der Wurf mißlang. Das Seil schlotterte durcheinander. Noch ehe es in Ordnung gebracht war, noch ehe die Wache auf dem Bug die drohende Gefahr bemerkte, stieß die „Schwalbe“ auf Grund. Ein Zittern, ein leises Schwanken ging durch den Rumpf des Schiffes. Bierige Wasserarme reckten sich über Bord, griffen nach fahlen Gesichtern. Der Atem stockt.

Zum Explosionsunglück in Kansu. Bei der Explosion des Panchower Munitionslagers in der chinesischen Provinz Kansu am 20. Oktober 1935 wurde die naheliegende Katholische Mission der Stehler Patres fast völlig zerstört. Der Schaden wird auf 200.000 Dollar geschätzt. Fast das ganze Missionspersonal erlitt Verletzungen; zwei Kinder aus dem Waisenhaus wurden getötet, der Bischof Buddenbrock wurde durch ein einstürzendes Fenster am Hinterkopf und im Gesicht ernstlich verletzt. Wir sehen ihn hier auf den Trümmern seiner Kirche. Über die Ursache der Explosion sind zunächst nur Vermutungen möglich. Man spricht von Kommunistenattentat. Von der Besatzung ist kein Mann mehr vorhanden. 600 Personen wurden tot aus den Trümmern



des nächstgelegenen Stadtviertels gezogen und man fürchtet, daß die Liste der Toten 1000 erreicht.

Das Tosen der Brandung klingt wie Hohn und Spott.

„Rückwärts mit ganzer Kraft!“ Die Maschine rasselte. Ein Achzen und Stöhnen steigt auf aus den Luken und Windschächten. Die Männer am Steuer sind in Schweiß gebadet. Aber das Schiff gehorcht und — ist frei.

„Langsam vorwärts!“ Etwa fünf Meter seitwärts wird die Einfahrt aufs neue versucht. Das Senkblei schwirrt und schießt in die Tiefe. Barnill fieht's. „Hallo!“ ruft er. „Nun gilt's!“ Kommt die „Schwalbe“ glatt über das Fährnis hinweg? Ein leises Knirschen irgendwo in der Tiefe gibt die gegenteilige Antwort. Barnill fühlt es, in den Fußsohlen, in den Handflächen, die das Geländer der Brücke umklammern.

„Vorwärts!“ brüllt er ins Sprachrohr hinein. „Vorwärts! Mit ganzer Kraft!“ Seine Stimme übertönt die Brandung. Seine Hand weist den Weg.

Das Heck bäumt sich auf. Eine Riesenwoge schiebt sich unter den Bug. Wie eine Außschale fliegt das Schiff empor. „Vorwärts! Vorwärts!“

*

Vergebens hatte die „Möwe“ den Golf von Biafra abgesehen. Auf der Höhe von

St. Isabel angekommen, nahm sie Kurs nach Nordwest, um den Piraten den Weg abzuschneiden. Ein französischer Frachtdampfer kam ihr entgegen, auf der Fahrt zum Kongo begriffen. Er hatte kein Schiff gesehen, das der „Barcelona“ ähnlich war. Man fuhr zum Niger und erhielt von der Küstenstation dieselbe Antwort. Eine Fahrt ins Ästuar war ebenso ergebnislos. Wo war der Pirat? Er konnte unmöglich nach Westen entkommen sein. Der kurze Vorsprung, den er gehabt, war von der „Möwe“ sicherlich in zehn Stunden aufgeholt. Nur eins war möglich. Daß er sich in irgendeinem unbekanntem Schlupfwinkel der Kamerunküste verkrochen hatte. Raffles erinnerte sich, daß er ihm von der baldigen Heimkehr der „Möwe“ gesprochen hatte. Wenn er darauf wartete, sollte er sich böse verrechnet haben. Der Kommandant beschloß, solange vor der Kamerunküste zu kreuzen, bis er seiner habhaft wurde, selbst wenn er über den ihm gestellten Termin hinaus warten mußte. Zum dritten Male durfte ihm der freche Bursche nicht entgehen.

Aber seine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Acht Tage vergingen, es wurden neun und zehn, und man war so klug wie zuvor. Die Begeisterung, mit der

die Mannschaft die Verfolgung aufgenommen hatte, war längst verfolgt. Man ließ das Einerlei des täglichen Dienstes stumpf über sich ergehen. Es fehlte an Abwechslung. Je länger, desto langweiliger wurde die Fahrt. Brown und Williams standen auf der Kommandobrücke. Brown drehte an seinem Glase, um ein möglichst genaues Bild von der Küste zu haben, die soeben wieder vor ihnen aufgetaucht war. „Hallo, Williams!“ rief er plötzlich und streckte den Arm nach dem Lande aus, „Schauen Sie, da, da!“ — „Ah, ein Brand . . . Ist's möglich! Kann der Urwald brennen?“ — „Das ist Kribi . . . Nein . . . Aber doch dicht dabei . . . Steht da nicht eine Faktorei von Hatton und Co.?“

„Soviel ich weiß, ja. Und es brennt auch wie trockenes Stroh. Das muß ein Haus sein . . . Es sind sogar mehrere. Es brennt wenigstens an drei Stellen. Hei, wie die Funken stieben! Prächtig zum Ansehen, schlimm für den Betroffenen . . . Huh! Da schlägt eine neue Feuersäule hoch.“

Johnson kam aus der Kapitänskabine. Die Wache an Backbord machte ihn auf die Rauchwolke aufmerksam, die über dem Rand des Urwaldes lagerte. Er trat an die Reling. „Was ist da los?“ rief er fragend zur Brücke hinauf.

Brown kam nach der Seite hinüber. „Wenn ich nicht irre, steht die Faktorei von Hatton und Co. in Brand, Herr Kapitänleutnant.“

„Das muß ich mir ansehen“, sagte der „Erste“. „Habe zwar keine Aktien von der Firma, aber immerhin . . . es ist doch mal was Neues.“ Er kam auf die Brücke.

„Ein Boot gesichtet!“ rief Williams, das Glas vor den Augen. — „Wo?“ Sie suchten danach. — „Einen Augenblick! . . . Da . . . Nein, es ist wieder verschwunden.“ — „Martha, Martha, du entschwandest“, sumnte Brown leise vor sich hin.

„Ich hab's schon wieder. Da vor uns, rechts vom Fockmast, drei Spannen über

der Reling. Es ist . . . nur ein Kanu und . . . nur ein Injasse. Er winkt. Ein Tüchlein flattert.“ — „Jawohl, ich sehe“, sagte Johnson. „Er will zu uns. Vielleicht bringt er Aufschluß über den Brand. Der Mann muß selbstverständlich angenommen werden, Brown.“ — „Zu Befehl, Herr Kapitänleutnant“, entgegnete der Angeredete.

Fünf Minuten später. „Halbe Fahrt! . . . Ganz langsam!“ Der Einbaum legte an Backbord an. Der Neger kletterte an einem Seil an Deck. Sein Fahrzeug überließ er der Strömung, die es zum Lande trieb. Die „Möwe“ fuhr im alten Kurs auf Kribi zu.

„Was bringst du, mein Sohn?“ fragte Johnson den Schwarzen. — „Massa, them people kill me Massa“, berichtete der Neger mit allen Anzeichen überstandenen Schreckens. „Sie haben ihn getötet?“ — „Ich denke so. Sie überfielen die Faktorei, viele, viele Leute. Da bin ich davongerannt, um Euch zu rufen, damit Ihr meinem Herrn helfen sollt.“

„Brannte die Faktorei schon, als du davonliegst?“ — „Nein, Herr, davon weiß ich nichts. Die Leute kamen, um meinen Herrn zu fangen und ihn zum großen Palaver zu führen. Er wollte nicht gehen. Da wurden sie sehr böse und drangen mit Gewalt ins Haus. Weiter habe ich nichts gesehen.“ —

„Dann können wir ihm vielleicht noch helfen“, sagte Johnson mehr für sich als für den andern. „Du bleibst hier an Bord?“ — „Ja, Herr. Mein Kanu ist . . . Da schwimmt es. Ich muß jetzt hier bleiben.“

Johnson ging zum Kommandanten. Nach kurzer Unterredung kam er wieder. Signalmasten flogen über Deck, hierhin und dorthin seine Befehle vermittelnd. Ein Boot wurde klar gemacht. Die „Möwe“ ging vor Anker. Sechs Matrosen, ein Maat und Johnson stiegen ins Boot. Alles, was dienstfrei war, stand an der Reling. Jeder wäre gerne mitgefahren.

(Fortsetzung folgt.)